

Nicht mit dem goldenen Löffel im Mund geboren. Was hilft gegen das Entwicklungsrisiko Armut? Sozialisation, Resilienz und das geglückte Leben.

Armut ist eine Verteilungsfrage. Um Geld geht es immer. Aber auch um die Verteilung von „sozialem“ und „kulturellem Kapital“ und damit um Ressourcen im weiteren Sinn. Die Folge: milieuspezifische Unterschiede in der Lebensführung, den Mentalitäten, den Werthaltungen, den Mechanismen sozialer Anerkennung etc. Und auch Verschiedenheiten darin, was als geglücktes Leben gelten soll. Was in dieser Vielfalt an Lebensmodellen als „normal“, „erstrebenswert“ und „respektabel“ gilt und was als „defizitär“ abgewertet wird, ist eine Frage von Zuschreibungen und Herrschaftsprozessen. Umgekehrt gilt es, die Lebensbedingungen sozial benachteiligter Milieus nicht als „bloß anders“ zu bagatellisieren – und zu sehen, dass die Benachteiligungsstrukturen zumindest teilweise durch das Handeln der AkeurInnen selbst reproduziert werden. Stichwort: vererbte Armut. Wie sind solche Spiralen umfassender Benachteiligung zu durchbrechen? Was genau macht Armut zum Entwicklungsrisiko? Und was lässt sich aus den Ansätzen, Strategien zur Resilienzförderung in den Dienst der Bewältigung von Armutsfolgen zu stellen, lernen? Welche Erkenntnisse der milieuspezifischen Sozialisationsforschung muss umgekehrt die Resilienzförderung berücksichtigen, wenn sie nicht an Unterkomplexität scheitern will?

Uwe BITTLINGMAYER, Konstanze EPPENSTEINER

Die milieuspezifische Heterogenität von Armut.

Uwe H. BITTLINGMAYER

ist Soziologe und lehrt an der Pädagogischen Hochschule Freiburg. Sein spezielles Interesse gilt der Ungleichheitsforschung mit den Schwerpunkten Sozialisation, Gesundheit und Bildung.

Die Spannung zwischen theoretischen Differenzperspektiven und praktischer Resilienzsuche

Armut ist in reichen Gesellschaften wie der österreichischen oder der deutschen eine geradezu widerliche soziale Tatsache. Es gibt seriöse Positionen, die davon ausgehen, dass Reichtum die Armut gleich mit produziert. Wenn es etwa um soziale Ungleichheiten in der Gesundheit geht, so hängt – wie Richard Wilkinson in vielen Veröffentlichungen gezeigt hat¹ – das Ausmaß an unterschiedlicher Lebenserwartung zwischen Arm und Reich mit dem Ausmaß an Einkommensungleichheiten unmittelbar zusammen. Dass möglicherweise die Erlaubnis, ungebremst privaten Wohlstand anzuhäufen und Vermögensbesitz zuzulassen, der in die Milliarden geht, eine Armutsbevölkerung mit erzeugt, ist schon schlimm genug. Die Armutsbevölkerung wird darüber hinaus allerdings gerade durch sozialwissenschaftliche Diskurse, sozialpädagogische Interventionen und sozialarbeiterische Hilfe häufig auch noch symbolisch abgestraft, auch wenn hier andere Institutionen wie Massenmedien eine noch bedeutendere Rolle spielen.

Während etwa die Wohlhabenden in der Regel als hoch differenzierte Gruppe betrachtet werden, gut nachzuvollziehen am Beispiel der winzigen Gruppe der Topmanager, wie die Studien des Darmstädter Soziologen Michael Hartmann zeigen², so wird die Armutsbevölkerung gerade in den Sozialwissenschaften häufig als ein homogener Haufen statistisch zusammengestellt. Die implizite Grundidee liegt dann darin, dass auf der Grundlage geringer bis extrem geringer Handlungsressourcen und Kapitalien kaum Differenzierungsmöglichkeiten in der alltäglichen Lebensführung, in den Einstellungsmustern und den spezifischen Mentalitäten möglich und auffindbar sind. Wenn die Gruppe derjenigen, deren Äquivalenzeinkommen unterhalb von 60% des durchschnittlichen Gesamteinkommens liegt, als Gruppe der Armen statistisch gebündelt wird, dann wird hier eine große Gruppe von Menschen unter einer einzigen Kategorie – dem verfügbaren Haushaltseinkommen – zusammengefasst. Mit dem Hannoveraner Ungleichheitsforscher Michael Vester lässt sich ein solches Vorgehen als „Vulgärmaterialismus“ kritisieren.

Die Gruppe derjenigen, die einkommensarm sind und in Folge über geringe bis sehr geringe materielle Handlungsressourcen verfügen, ist aber selbst höchst ausdifferenziert. Etwa durch die Spreizung im Lebensalter (Kinder- und Jugendarmut bis hin zur Altersarmut), durch die Differenz zwischen autochthoner Bevölkerung und Menschen mit Migrationshintergrund, durch die Geschlechterdifferenzierung, durch die familialen und generationalen Erfahrungen mit Armut (gesellschaftlicher Abstieg vs. sozial vererbte Armut) und schließlich auch durch den spezifischen alltäglichen Umgang mit der Ressourcenknappheit – verschämte, passiv erduldet oder durch Devianzmuster verarbeitete Armut – sowie durch die eigenen Erklärungsmodelle und Weltdeutungen, in denen die eigene Armutssituation sich selbst und anderen gegenüber erklärt und interpretiert wird.

Wenn der Gedanke zugelassen wird, dass sich Menschen in unterprivilegierten sozialen Lagen gerade auch in ihren Mentalitäten erheblich voneinander unterscheiden, zum Beispiel danach, ob sie angesichts alltäglicher Nöte schlicht längst aufgegeben haben, sich nach wie vor an Mittelschichtwerten orientieren oder sich in der Knappheitssituation einrichten und eine flexible Gelegenheitsorientierung ausbilden, die nimmt, was zu kriegen ist, dann ist nicht nur die Konstruktion einer homogenen Armutgruppe fraglich. Vielmehr geraten auch Maßstäbe der Beurteilung von Handlungen und Handlungsstrategien zumindest aus der Perspektive einer sozialphilosophisch inspirierten Ungleichheitssoziologie heraus stark ins Wanken. Wenn etwa die Abgrenzung „konformes Mittelschichtshandeln“ vs. „deviantes Unterschichtshandeln“ nicht mehr aufrechtzuhalten ist, weil sich beispielsweise Teile der Menschen, die unter Ressourcenknappheit leiden, gerade in ihrem Alltagshandeln ohnehin schon an der Mittelschicht orientieren oder Menschen mit ausgeprägter Gelegenheitsorientierung höchst effektive Alltagshandlungen realisieren, dann entfällt ein einfacher Maßstab, mit dem das Handeln von Menschen mit Ressourcenknappheiten beurteilt werden kann. Ist jetzt die Gelegenheitsorientierung besser als die Orientierung an der Mittelschicht? Oder wer möchte Menschen verdenken, ihre motivationalen Bemühungen, sich aus dieser Position wieder zu befreien, einzustellen, wenn das Beste, was diese Gesellschaft für sie zu bieten hat, ein prekärer Hire- and Fire-Job in Fast-Food-Lokalen und sonstigen Niedriglohnbranchen ist?

Die Hannoveraner Arbeitsgruppe für interdisziplinäre Sozialstrukturanalyse um Michael Vester hat eine Milieulandkarte für Deutschland entwickelt (im Augenblick wird die Milieuforschung am Fallbeispiel Luxemburg weiter vorangetrieben), in der drei unterprivilegierte Milieus, die „traditionslosen Arbeitnehmermilieus“ – wie Vester und KollegInnen das nennen – unterschieden werden (resigniertes, respektables und unangepasstes Milieu).³ Die in Hinblick auf die Beschäftigung mit Armut bzw. der Armutbevölkerung wichtige Perspektive, die Vester und die Milieutheorie bieten, ist vor allem, dass die Handlungsstrategien, Deutungsmuster und Mentalitäten von Mitgliedern der unterprivilegierten sozialen Milieus wertzuschätzen sind als differente und durchaus effiziente Strategien der Weltaneignung. Wenn Angehörige aus den unterprivilegierten Milieus Handlungen nicht durchführen oder verweigern, die aus der Sicht der Mittelschichten und der herrschenden Klasse angemessen wären, kann das in Hinblick auf die eigenen milieuspezifischen Alltagswelten vollkommen rational sein, etwa weil die engsten FreundInnen andere Handlungen missbilligen würden oder weil entlastende Handlungsroutrinen sich eingeschliffen haben.

Es ist die gängige Auffassung, dass das Aufwachsen in unterprivilegierten Milieus und mit geringen Handlungsressourcen „Entwicklungsrisiken“ in sich birgt. Das Erlernen von Handlungsstrategien, aber auch die Ausbildung von „Relevanzstrukturen“ (Alfred Schütz) erfolgt im sozialen Nahraum in milieuspezifischen Handlungskontexten. Die von Vester et al. beschriebenen Milieus lassen sich als Sozialisationsräume begreifen, in denen sich bis heute unterschiedliche Wertmuster und Einstellungen, unterschiedliche Habitus und Mentalitäten und selbst unterschiedliche Körperwahrnehmungen herauskristallisiert haben.⁴ Handlungsmuster und Relevanzstrukturen, die in unterprivilegierten Milieus erworben werden, erzeugen genau dann ein Entwicklungsrisiko, wenn sie durch gesellschaftliche Institutionen wie vor allem Schule systematisch abgewertet und zum Defizit bestimmt werden.⁵ In die Gruppe der unterprivilegierten sozialen AkteurInnen – seien sie nun bestimmt als die Gruppe derjenigen mit gering(st)en Handlungsressourcen oder die Angehörigen der unterprivilegierten sozialen Milieus nach Vester – werden

eine Reihe von Defiziten hineinprojiziert: geringe oder keine Bildungsaspirationen (sowohl bei SchülerInnen als auch bei Eltern), geringere Intelligenz, geringere Bindungsfähigkeit, Neigung zum devianten Verhalten, problematisches Gesundheitsverhalten und last but not least fehlerhaftes Konsumverhalten.⁶ Dass das Aufwachsen mit (sehr) geringen Handlungsressourcen schlechter ist als das Aufwachsen mit ausreichenden Handlungsressourcen, ist nicht zu bestreiten. Die Vorstellung von allgemeinen Entwicklungsrisiken lebt aber zum einen davon, dass gesellschaftliche Institutionen, allen voran Bildungsinstitutionen, hier ordentlich nachhelfen und zum anderen davon, dass SozialwissenschaftlerInnen selbst zum Teil die Mittelschichtmaßstäbe als einzigen Maßstab gelingender Entwicklung unproblematisch voraussetzen.

Aus der ungleichheitssoziologischen Perspektive milieuspezifischer Differenzierung folgt also normativ zunächst einmal die Wertschätzung der alltäglichen Handlungen der Menschen mit Ressourcenknappheit. Damit wird aber jede paternalistisch orientierte Hilfe – unabhängig von der guten Gesinnung – problematisch. Die normative Fluchtlinie wäre eher die Akzeptanz und symbolische Aufwertung unterprivilegierter Milieus, statt zu versuchen, ihnen Wege in mittelschichtbezogene Biografien zu ebnet, die ihnen ohnehin habituell in der Regel verbaut sind.⁷

Tendenziell entgegengesetzt ist naturgemäß die Sichtweise der Praktikerinnen und Praktiker der sozialen Arbeit, der Hilfsorganisationen, der Gesundheitsförderung und Prävention oder der Sozialpädagogik. Hier geht es ja gerade darum, real existierendes alltägliches Leiden zu mildern und ihren als Klientinnen und Klienten (oder neuerdings KundInnen) bezeichneten Menschen mit Ressourcenknappheit Wege aus der gegenwärtigen Situation aufzuzeigen. Unterprivilegierte Menschen werden als hilfebedürftig wahrgenommen und auf dieser Grundlage werden individuelle oder gruppenspezifische Angebote erstellt, die den Menschen helfen sollen, wieder auf eigenen Füßen zu stehen. Hilfe zur Selbsthilfe ist ebenso eine starke normative Fluchtlinie sozialer Arbeit wie auch das in der Gesundheitswissenschaft besonders populäre Empowerment-Konzept. Streng genommen ergibt sich daraus, dass die hilfebezogene Wertschätzung der Personen vor allem dadurch gestärkt wird, insofern es ihnen gelingt, ihr bisheriges Verhalten

zu ändern. Finden keine durch die Hilfe anvisierten Verhaltensänderungen statt, dann wird das in der Regel als Scheitern der Hilfemaßnahmen verbucht.

Gerade an dieser Schnittstelle hilfebezogenen Eingreifhandeln ist in den letzten Jahren ein Konzept stark diskutiert worden, dass darauf abzielt, auch unter ungünstig(st)en Bedingungen Verhaltensweisen und/oder Mentalitäten zu generieren, die die Individuen gar nicht erst in die Lage versetzen, (freiwillig oder nicht) Hilfemaßnahmen in Anspruch nehmen zu müssen. Das Konzept der Resilienz zielt darauf ab, Schutzfaktoren zu identifizieren, um individuelle Verhaltensweisen „im grünen Bereich“ zu fixieren, selbst wenn schwierige Familienverhältnisse, Gewalterfahrungen oder andere Formen von Deprivation eine gewichtige Rolle spielen. Die dahinter stehende sozialisationstheoretische Frage lautet, wie ist es möglich, dass manche Personen trotz zum Teil extremer Erfahrungen psychisch gesund bleiben und eine stabile Biografie verfolgen, während andere Personen unter ähnlichen Bedingungen eine Reproduktion unterprivilegierter Lagen erzeugen. In dieser Orientierung an Resilienzfaktoren, die dann konsequenterweise überall gestärkt werden müssten, liegen durchaus normative Fallstricke.

Ansätze, die stark auf die subjektiven Verarbeitungsformen und -muster von Ungleichheit und Herrschaft abheben, sind prinzipiell zwei Gefahren ausgesetzt: Ers-tens drohen sie eine Individualisierung von strukturellen Ungleichheiten zu konstruieren – das gilt nicht nur für die Stärkung von Resilienz, sondern auch für die verwandten Konzepte Empowerment, Coping, Stärkung sozialen oder kulturellen Kapitals usw. Denn sie implizieren, dass alle Situationen auf der Grundlage richtiger Handlungsressourcen produktiv bearbeitbar sind.⁸ Zweitens droht ihnen stets bei der Gewichtung der Ursachenfaktoren der Primat gesellschaftlicher Strukturen vor den individuellen Handlungen, den ich hier einklagen würde, aus dem Blick zu geraten.⁹ Dass Armut in reichen Gesellschaften etwa durch Massenarbeitslosigkeit immer wieder hergestellt wird und beispielsweise durch die Einführung eines garantierten Grundeinkommens von mindestens 1.500 Euro einfach abzuschaffen wäre, kann so aus dem primären Fokus geraten. Die – vom Standpunkt der subjektiven Hilfe richtige und konsequente – Suche nach individuellen Faktoren, sich auch in schlechten Lagen zu behaupten,

kann immer mit einer Relativierung sozialer Herrschaftsstrukturen einhergehen. Dass eine individuelle Behauptung in Gesellschaften, die von einem Konkurrenzprinzip durchzogen werden, in der Regel bedeutet, dass dann andere Individuen abrutschen, dass es also in kapitalistischen Gesellschaften zumeist ein Nullsummenspiel bleibt, ist eine Gefahr von individuenbezogenen Perspektiven, die häufig unterschätzt wird.

Subjekt- oder individuenbezogene Ansätze bergen aber auch das Potenzial einer normativ weit ausgreifenden Perspektive, die in ein produktives Spannungsverhältnis zu einem Ansatz gerät, der die Achtung und den Respekt gegenüber unterprivilegierten Milieus in den Blick nehmen bzw. die symbolischen Herrschaftsverhältnisse kritisieren möchte, die mit Abwertungen differenter Verhaltensweisen einhergehen.¹⁰ Denn auch Milieuansätze sind nicht unproblematisch: Sie haben häufig die Schwäche, soziale Milieus zu ontologisieren bzw. zu essentialisieren und Milieus ein Eigenleben zuzuschreiben, das es so nicht gibt. Der ungleichheits- und herrschaftssoziologischen Perspektive, so stark sie in der Erklärung der Reproduktion von Armut und sozialer Ungleichheit meiner Ansicht nach auch sind, kommt auf der anderen Seite tendenziell das han-

delnde Subjekt abhandeln, auf das sich subjektorientierte Ansätze konzentrieren. Soziale AkteurInnen sind eben auch mehr als TrägerInnen von sozialen Indikatoren und können ganz schreckliche Taten begehen und selbst das Leben von anderen zerstören.¹¹

Eine normative Perspektive, die Resilienz- und Milieuansätze deshalb zusammenführen könnte, wäre eine dialektische Strategie, einerseits die Anerkennung unterprivilegierter Milieus zu fördern und ihre symbolische Abwertung zu torpedieren. Gleichzeitig ist andererseits aber in Anschlag zu bringen, dass in the long run unterprivilegierte Milieus in Reichtumsgesellschaften von der Bildschwäche verschwinden müssen. Die Suche nach Resilienzfaktoren müsste dann vor allem in die Richtung gehen, dass nicht nur die individuell erfolgreiche Handlungsstrategie bei widrigen Bedingungen, sondern auch die Förderung von Widerständigkeit gegen die aktuellen gesellschaftlichen Strukturen die normative Zielfigur darstellt. Neben der individuell gelungenen (Re-)Integration in das schlechte Ganze, wäre dann eine wichtige Fluchtlinie der sozialen Hilfseinrichtungen, Widerstandspotenziale zu fördern, die Hilfe zur Selbsthilfe und Empowerment erst in das richtige Licht rücken würden.

1) Vgl. Wilkinson, Richard, 2005, *The impact of inequality. How to make sick societies healthier*, London: New Press. Ders./Kate Pickett, 2009, *Gleichheit ist Glück. Warum gerechte Gesellschaften für alle besser sind*, Berlin: Tolkmitt; eine deutsche Kurzversion des Buchs ist: Wilkinson, Richard/Kate Pickett, 2008, *Das Problem relativer Deprivation. Warum einige Gesellschaften erfolgreicher sind als andere*, in: Bauer, Ullrich et al (Hrsg.): *Health Inequalities. Determinanten und Mechanismen gesundheitlicher Ungleichheit*, Wiesbaden: VS, 59–86.

2) Vgl. u.a. Hartmann, Michael, 2002, *Der Mythos von den Leistungseliten. Spitzenkarrieren und soziale Herkunft in Wirtschaft, Politik, Justiz und Wissenschaft*, Frankfurt/Main, New York: Campus. Ders., 2004, *Elitesozilogie. Eine Einführung*, Frankfurt/Main: Campus. Ders., 2007, *Eliten und Macht in Europa. Ein internationaler Vergleich*, Frankfurt/Main: Campus.

3) Vesters Bestimmung der drei unterprivilegierten Milieus sind nicht unmittelbar mit der Armutsbevölkerung identisch. Bei Vester werden zunächst milieuspezifische Mentalitäten abgebildet und erst in einem zweiten Schritt abgeglichen mit verfügbaren Handlungsressourcen. Wichtig für unseren Zusammenhang ist aber, dass je nach milieuspezifischer Herkunft, die Ressourcenknappheiten auf der Grundlage differenter Mentalitäten anders erfahren und abgearbeitet werden. Wichtig wäre in Zukunft eine stärkere Verknüpfung zwischen Ungleichheits- und Armutsforschung. Die Ungleichheitssoziologie, Sozialstrukturanalyse einerseits und die Armutsforschung andererseits haben im deutschsprachigen Raum jahrzehntelang nebeneinander existiert, ohne sich systematisch aufeinander zu beziehen. Vgl. hierzu die starke Studie von Groh-Samberg, Olaf, 2007, *Armut, soziale Ausgrenzung und Klassenstruktur: Zur Integration multidimensionaler und längsschnittlicher Perspektiven*, Wiesbaden: VS.

4) Vgl. zum Milieuansatz und den Milieubeschreibungen: Vester, Michael et al., 2001, *Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung*, Frankfurt/Main: Suhrkamp. Zum Verhältnis von Milieu und Sozialisation: Grundmann, Matthias et al, 2006, *Milieuspezifische Handlungsbefähigung. Zur Analyse milieuspezifischer Alltagspraktiken und ihrer Ungleichheitsrelevanz*, Münster: Lit sowie Bauer, Ullrich/Michael Vester, 2008, *Soziale Ungleichheit und soziale Milieus als Sozialisationskontexte*, in: Hurrelmann, Klaus et al. (Hrsg.): *Handbuch Sozialisationsforschung*, Weinheim: Beltz, 184–202.

5) Vgl. hierzu Bourdieu, Pierre/Jean-Claude Passeron, 1971, *Die Illusion der Chancengleichheit*, Stuttgart: Klett; Dies., 1973, *Kulturelle Reproduktion und soziale Reproduktion. Grundlagen einer Theorie der symbolischen Gewalt*, Frankfurt/Main: Suhrkamp. Grundmann, Matthias et al, 2004, *Die Umwandlung von Differenz in Hierarchie? Schule zwischen einfacher Reproduktion und eigenständiger Produktion sozialer Bildungsungleichheit*, in: *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 24 (2), 125–145.

6) Vgl. etwa die Reihe der aufgelisteten Armutsursachen in den Armuts- und Reichtumsberichten der Deutschen Bundesregierung aus den Jahren 2002, 2005 und 2008. Dort wird fehlerhaftes Konsumverhalten neben Scheidung oder Tod des/r Partners/in als Armutsursache angeführt. Was aber ist der Maßstab fehlerhaften Konsumverhaltens? Niemand käme auf die Idee, einem Multimillionär fehlerhaftes Konsumverhalten vorzuwerfen, wenn er sich für 150.000.-€ ein Auto kauft.

7) Der Habitusbegriff wird hier nach Pierre Bourdieu verstanden als System von Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsschemata, die durch die Sozialisation erworben werden. Der Habitus eines Menschen bezeichnet „Grenzen des Hirns“ (Karl Marx) und umfasst ebenfalls eine körperliche Dimension, die sich in der Körperhaltung, Gestik, Mimik, aber auch im Verhältnis zum eigenen Körper ausdrückt. Lesenswert hierzu Kraus, Beate/Gebauer, Gunther, 2002, Habitus, Bielefeld: Transkript.

8) Konservative Varianten können an der Schnittstelle subjektiver Ausstattung immer wieder mit Hinweisen auf genetische Veranlagungen einschreiten, obwohl noch niemand einem Gen bei einer individuellen Handlung hat zusehen können.

9) Es gilt die simple Einsicht: Schlechte gesellschaftliche Institutionen lassen Menschen Dinge tun, die sie unter anderen gesellschaftlichen Bedingungen nicht tun würden. Das ist bereits die Position von Marx, aber auch jüngere gerechtigkeitstheoretische Ansätze wie Rawls, John, 1971, Eine Theorie der Gerechtigkeit, Frankfurt/Main: Suhrkamp oder der aktuelle Capabilities-Ansatz greifen darauf zurück.

10) Klassisch sind hierzu die bahnbrechenden Studien des französischen Soziologen Pierre Bourdieu, vor allem: Bourdieu, Pierre, 1982, Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt/Main: Suhrkamp.

11) Allerdings ist es kein „Privileg“ von sozialen AkteurInnen mit (sehr) geringen Handlungsressourcen, physische und symbolische Herrschaft über andere auszuüben.



Nicht mit dem goldenen Löffel im Mund geboren.

Zum Hintergrund meiner Arbeit

Das Caritas Familienzentrum in Wien bietet Beratung und Psychotherapie für alle Menschen, die sich diese Leistungen am freien Markt nicht leisten können. Zu uns kommen Menschen, die in vielfältigen Formen von Armut betroffen oder bedroht sind und deren Leben aus den Fugen geraten ist oder droht, aus den Fugen zu geraten.

Unsere KlientInnen verfügen meist über geringe finanzielle Mittel, und das aus verschiedenen Ursachen. Eine immer größer (und jünger) werdende Gruppe sind:

- Einzelpersonen, die aufgrund chronischer, manchmal psychischer Erkrankungen in „Frühpension geschickt“ wurden, d.h. sie beziehen eine befristete Berufsunfähigkeits- bzw. Invaliditäts-Rente, und es wird nicht mehr versucht, sie in Erwerbsarbeit zu vermitteln. Sie stehen auf einem gesellschaftlichen Abstellschleis.
- AlleinerzieherInnen, die mit einem (oft Teilzeit-)Gehalt mehrere Kinder versorgen müssen.
- StudentInnen, die ohne Einkommen oder Unterstützung durch das Elternhaus wenig Geld zum Leben haben.
- Männer oder Frauen die, nach Scheidungen massive finanzielle Verluste hinnehmen mussten.
- AsylwerberInnen (für die es ein spezielles Traumatherapieangebot gibt) bekommen mit der Grundversorgung gerade genug zum Überleben und haben, solange ihr Verfahren läuft, keinen Zugang zum Arbeitsmarkt.
- Arbeitslose oder SozialhilfebezieherInnen, deren Einkommen auch nur für das Allernötigste reicht.

Mangelnde finanzielle Mittel bzw. Einkommensarmut sind für alle unsere KlientInnen ein bedeutender Stressfaktor, der jedoch unterschiedlich zum Tragen kommt. Es geht den Menschen nicht ausschließlich deshalb schlecht, weil sie unter finanziellen Gesichtspunkten arm sind. Fehlende finanzielle Ressourcen sind ein Faktor neben andern, bzw. hindert dieser Mangel sie manchmal daran, sich aus eigener Kraft aus ihrer unangenehmen Lage befreien zu können.

Das 5-Säulen-Modell nach H.G. Petzold

Um zu verstehen, wie die verschiedenen Kräfte in den individuellen Schicksalen unserer KlientInnen zusammenwirken, bedienen wir uns verschiedener theoretischer Erklärungsmodelle, die auch praktische Anwendung in Beratung und Therapie finden. Ein Beispiel: Das 5-Säulen-Modell, das H.G. Petzold für die Integrative Therapie entwickelt hat, eignet sich meiner Erfahrung nach sehr gut, um mit (jungen) Erwachsenen einen Zugang zu Selbstreflexion und Selbstwirksamkeit zu finden. Die 5 Säulen werden gemalt, beschriftet und besprochen.

Die 5 Säulen der Identität – Leib/Leiblichkeit, soziales Netzwerk/soziale Bezüge, Arbeit und Leistung, materielle Sicherheit, Werte und Normen – bauen, stützen und tragen die Identität eines Menschen. Im Folgenden werde ich sie näher erläutern:

1. Säule: Leib/Leiblichkeit

Der Leib ist mehr als nur Körper, das Gefäß, das ich bin, in dem ich lebe. Unter Leiblichkeit versteht man alles, was das körperliche Sein in der Welt ausmacht. Gesundheit und Krankheit, Sport, Beweglichkeit, Wohlbefinden, Sexualität, Selbstwahrnehmung, Körperpflege, Hygiene, Unfälle, Verletzungen, Schlaf, Ernährung, Umgang mit Essen, Trinken, Drogen, Gewalt, Entspannung, Kraft, etc.

2. Säule: soziales Netzwerk/soziale Bezüge

Umfasst das gesamte soziale Netzwerk einer Person, d.h. Familie, FreundInnen, KollegInnen, Liebesbeziehungen, Zugehörigkeit zu Berufsgruppe, Vereine o.Ä., wo fühlt sich jemand zugehörig oder ausgegrenzt, wer gehört dazu? Warum?

3. Säule: Arbeit und Leistung

Bezahlte und unbezahlte Arbeit, Lohnarbeit und Versorgungsarbeit. Was arbeite ich? Wie viel Platz/welche Bedeutung hat Arbeit und Leistung in meinem Leben? Welche Traditionen gibt es dazu in meiner Familie? Stichworte dazu sind: körperliche Arbeit und Leistung, geistige Arbeit und Leistung und deren Bewertung. Ehrgeiz, Ziele, faul und fleißig, etc.

4. Säule: materielle Sicherheit

Einkommen, Geld, Besitz und ebenso die Abwesenheit dieser Dinge, inklusive

Konstanze EPPENSTEINER

ist Psychotherapeutin und Leiterin des Caritas Familienzentrum Wien sowie Lehrtherapeutin für Integrative Therapie an der Donau-Uni Krems.

persönlicher Bewertung. Sozialer Status aufgrund von (fehlendem) Besitz, Erbe, Schulden, Wohnung, Haus. Ansprüche auf und an materielle Dinge, Sehnsüchte, Hoffnungen, Erfahrungen mit Armut und Reichtum, Neid, Geiz, Gier, etc.

5. Säule: Werte und Normen

Moral, Ethik, Religion, Traditionen, Glauben, Sinnfragen (gesellschaftliche und persönliche und ihr Verhältnis zueinander). Persönliche Werte und Normen. Das, was jemand für wichtig hält, von dem er/sie überzeugt ist, wofür er/sie eintritt und von dem er/sie glaubt, dass es auch für andere Menschen wichtig sei. Religiöse oder politische Überzeugungen, die „persönliche Lebensphilosophie“, wichtige Grundprinzipien, aktuelle und abgelegte Ideologien.

Die fünf Säulen der Identität sind ein Modell, um Zusammenhänge im Leben eines Menschen sichtbar zu machen. Dahinter steht die Annahme, dass die fünf Säulen nie alle gleich stark bzw. ausgeprägt sind. Je nach Lebens- und Entwicklungsphase kann die eine oder andere Säule stärker in den Vordergrund treten, z.B. in den Teenagerjahren: spannende körperliche Prozesse (Säule 1), viele FreundInnen (Säule 2), wenig Geld (Säule 4), Leistungstief in der Schule (Säule 3), radikale Werte (Säule 5). Krisenhafte Phasen bestehen darin, dass mehrere Säulen akut beschädigt oder nicht mehr tragfähig sind.

In Beratung und Therapie kann das Modell dazu dienen, einen Gesamtüberblick über die aktuelle Lebenssituation zu bekommen, und dazu zu erarbeiten, an welchen Säulen mit wessen Unterstützung gearbeitet werden muss, um wieder auf die Beine zu kommen. Ist die Säule „materielle Sicherheit“ sehr schwach ausgebildet, kann das für den einen durch ein gutes soziales Netz, kräftige körperliche Konstitution und klare Werte eine vergleichsweise geringe Belastung darstellen. Für den anderen ist eine schwache 4. Säule der Ursprung allen Übels: schlechte Gesundheit, wenig soziale Kontakte, wenig Leistungsfähigkeit, Tendenz zur politischen Radikalisierung.

Wie sich die Ressourcenverteilung auf die Entwicklung bzw. die Sozialisation von Kindern auswirkt, hängt (nach Petzold) darüber hinaus vom Zusammenspiel von Risiko- und protektiven Faktoren ab.

Risikofaktoren

Risikofaktoren beinhalten ein potenzielles Risiko, die kindliche Entwicklung zu verzögern, zu behindern oder zu verhindern. Das heißt: Wir sprechen nicht von Wenn-dann-Kausalitäten, sondern von erhöhten Wahrscheinlichkeiten. Einige exemplarische Risikofaktoren sind:

- psychiatrische Diagnose/Erkrankung eines Elternteils (inkl. Sucht)
- Teenagermutter/-eltern
- geringes Bildungsniveau der Eltern
- Arbeitslosigkeit einer oder beider Elternteile
- geringe finanzielle Mittel bzw. Möglichkeiten
- Alleinerziehender Elternteil = Abwesenheit eines Elternteils
- vier oder mehr Geschwister
- Zugehörigkeit zu einer ethnischen Minderheit/Randgruppe
- schlechte Interaktion zwischen Kind und Hauptbezugsperson (in der Regel die Mutter)
- eigene Behinderung oder schwere/chronische Erkrankung oder die eines Geschwisters

Potenzielle Risikofaktoren können bei geringer Ausprägung auch als Herausforderung, als Entwicklungsaufgabe gesehen und wirksam werden. Sie sind keine eindeutig schädigenden Faktoren, wie es z.B. erlebte Gewalt oder massive Naturkatastrophen sind.

Protektive Faktoren

Zentral für die Bewältigung von Risikofaktoren ist es, welche Kompensationsmöglichkeiten und protektive Faktoren ihnen gegenüberstehen. Protektive Faktoren schützen und unterstützen das Kind in seiner Entwicklung (und natürlich auch Erwachsene), können Risikofaktoren in ihrer Wirkung abschwächen, bzw. das Überwinden von Benachteiligungen ermöglichen. Beispiele für protektive Faktoren sind:

- gute soziale Vernetzung der Familie und Unterstützung im Umfeld
- ein „significant caring adult“ in- oder außerhalb der Familie (z.B. auch Patin bzw. Pate)
- positive Temperamenteigenschaften wie emotionale Flexibilität, Kontaktfähigkeit, gelungene Affektregulation
- positives Erziehungsklima (Wärme, Offenheit und Akzeptanz) in Segmenten der Lebenswelt (ein Elternteil, Schule; Kirchengemeinde, Sportclub)
- Möglichkeitsräume, um Selbstwirksam-

keit erfahren zu können, so dass sich positive Selbstüberzeugungen entwickeln können

- soziale Vorbilder, die Werte und Sinnbezüge vermitteln und die konstruktives Bewältigungsverhalten vorleben
- dosierte Belastungen, die Immunisierungen und das Ausbilden von Bewältigungsstrategien ermöglichen, weil sie die vorhandenen Ressourcen nicht überfordern
- Angebote für sinnvolle Aktivitäten (Hobbys, Sport, Spielmöglichkeit) die Entlastung, Erfolgserlebnisse und Kreativitätserfahrung bieten
- Möglichkeiten, Natur zu erleben
- Haustiere (sind besonders hoch einzuschätzen!)

Das Konzept der Resilienz

In der Arbeit mit KlientInnen im Caritas Familienzentrum Wien wird versucht, individuelle Wege aus der aktuell hoch belasteten Lebenssituation zu finden. In der Eingangsphase kommt nicht nur der Anamnese, also der Erhebung der Krankengeschichte, sondern auch der Salutogenese eine bedeutsame Rolle zu. Der Begriff „Salutogenese“ stammt von Aaron Antonovsky und beschreibt ursprünglich ein Präventionskonzept zur Entstehung und Erhaltung von Gesundheit. Der Fokus im Gespräch liegt dabei auf den Ressourcen und Potenzialen, die jeder Mensch genauso mitbringt wie seine Leidensgeschichte. Die Erwähnung und Würdigung dieser oft verschütteten Anteile bewirken eine Stärkung und Unterstützung des oft schwer beschädigten Selbstwertes unserer KlientInnen.

Manche Menschen entwickeln sich trotz Armut und Vorhandensein weiterer Risikofaktoren zu selbstständigen, liebevollen, verantwortungsbewussten und erfolgreichen Erwachsenen.

Sie verfügen über eine natürliche Widerstandsfähigkeit, die viele SozialwissenschaftlerInnen zu Forschungen veranlasst hat: die Resilienz:

Resilienz (von lateinisch *resilire* = „zurückspringen, abprallen“, deutsch etwa Widerstandsfähigkeit) beschreibt die Toleranz eines Systems gegenüber Störungen (Wikipedia). Ein anschauliches Beispiel aus den Naturwissenschaften ist das Stehaufmännchen, das sich, egal in welche Lage es gebracht wird, immer wieder in die Senkrechte aufrichtet.

Das Wort Resilienz wird in verschiedenen Kontexten verwendet. Wenn es um die Entwicklung von Kindern und um Sozialisation geht, stößt man unweigerlich auf den Namen Emmy Werner, eine Kinderpsychologin an der Uni von Nebraska, USA, die die erste Längsschnittstudie zu dem Thema ab 1955 auf der hawaiianischen Insel Kauai durchführte, mit dem Ziel, Entwicklungsrisiken von Kindern aus armen Familien zu untersuchen.

Es stellte sich heraus, dass ein Drittel der untersuchten Gruppe (alle 698 Kinder, die 1955 auf der Insel geboren wurden) infolge von chronischer Armut, Disharmonie und Psychopathologien in der Familie hohen Entwicklungsrisiken ausgesetzt waren. Bei ca. zwei Drittel dieser Kinder schlug sich das auch in den Biografien nieder. Ein Drittel aber hob sich deutlich ab: die resilienten Kinder. Trotz der belastenden Ausgangsbedingungen entwickelten sie sich zu leistungsfähigen, zuversichtlichen, fürsorglichen Erwachsenen. In dieser Gruppe gibt es im Vergleich mit der Altersgruppe die niedrigste Rate an Todesfällen, chronischen Gesundheitsproblemen und Scheidungen.

Welches Geheimnis steckt da dahinter? Emmy Werners Arbeiten sowie die darauf aufbauenden Arbeiten zeigen, dass es verschiedene Faktoren gibt, die dazu beitragen, dass Kinder sich trotz widriger Lebensbedingungen gut entwickeln.

Resilienz ist das Ergebnis eines Prozesses, der sich in der Interaktion zwischen Individuum und seiner Umwelt vollzieht. Es geht also um erlernte Fähigkeiten, wobei angeborene Persönlichkeitsmerkmale ebenfalls eine Rolle spielen:

- Eine vererbte Veranlagung zur Vitalität, die eine gewisse Unempfindlichkeit gegenüber Belastungen ergibt, d.h., eine eher robuste Konstitution.
- Die Fähigkeit, Belastungen und Risiken effektiv zu bewältigen.
- Die Fähigkeit, sich nach traumatischen Erfahrungen schnell und nachhaltig zu erholen.
- Die Fähigkeit, Situationskontrolle und Kompetenz unter akutem Stress und in Konfliktsituationen aufrechtzuerhalten.
- Die Fähigkeit, sich an Belastungssituationen so anzupassen, dass die Möglichkeit besteht, in ihnen zu überleben, ohne psychische oder psychosomatische Schädigungen davon zu tragen.
- Die Fähigkeit, Belastungssituationen zu kommunizieren und Schutzpersonen zu mobilisieren.

Um Resilienz entwickeln zu können, benötigt es sowohl protektive Faktoren als auch Risiken und Belastungen, d.h. wer „mit dem goldenen Löffel im Mund geboren wird“, was wohl als Synonym für Wohlstand, Schutz und Geborgenheit zu verstehen ist, hat weniger Notwendigkeit, Resilienz zu entwickeln – aber auch weniger Chancen. In der Integrativen Therapie, meiner therapeutischen Herkunft, wird insofern darauf Bezug genommen, als der Mensch immer als aktives, gestaltendes Subjekt in seiner Lebenswelt vor dem Hintergrund sozialer, ökonomischer und historischer Bedingungen zu betrachten ist. Diese aktiven gestaltenden Anteile zu entdecken, zu stärken und zum Einsatz zu bringen ist, unter anderem, Ziel unserer Arbeit mit KlientInnen. Das Erkennen, die Verarbeitung und die abschließende (mögliche) Außensicht über das eigene Schicksal führen im besten Fall zu gesellschaftspolitischem Engagement, weil Zusammenhänge erkannt werden und die Menschen anhand der eigenen Veränderung auch an gesellschaftliche Veränderung glauben können.

In sozialwissenschaftlichen Kreisen gibt es inzwischen eine, aus meiner Sicht recht abgehobene Diskussion über Resilienzkonzepte, die man wie folgt zusammenfassen könnte: „Wenn man weiß, was arme Kinder stark macht, werden alle in Richtung Resilienzförderung unterstützt. Dann werden die Armen fit gemacht, um ihr Schicksal zu erdulden, ohne groß Probleme zu machen. Eine widerstandsfähige Unterschicht entsteht und verdrängt jene, die trotz Förderung schwach sind, noch weiter an den Rand der Gesellschaft.“

In der Praxis stellt sich mir das ganz anders dar. Resilienz bedeutet, dass Menschen, die unter widrigen Bedingungen aufwachsen, ihr Leben gut meistern, emotional gesund sind und liebevolle Beziehungen leben können. So etwas ist in jedem Fall unterstützenswert. Zu diesen Menschen zähle ich jene, die zu uns ins Familienzentrum kommen, weil sie weniger Scheu und Scham haben, sich kompetente Hilfe zu holen, wenn sie welche brauchen. Wir unterstützen sie professionell dabei, wieder aus eigener Kraft ihren individuellen Weg weitergehen zu können. Dabei gibt es keine Normen und Ziele, die wir vorgeben würden, sondern subjektives Empfinden und persönliche Anliegen stehen im Vordergrund.

Ein Beispiel für die Förderung von Resilienz aus dem Alltag des Familienzentrums:

Ein 14-jähriges Mädchen, nennen wir sie Sunny, ist bei unserer Kindertherapeutin in Betreuung. Sie stammt aus einer großen Familie, hat fünf Brüder von fünf verschiedenen Vätern. Ihre Mutter ist chronisch krank und schwer überfordert. Die Familie ist seit langer Zeit vom Jugendamt betreut. Sunny hat eine sehr offene kommunikative Art. Sie kommt meist zu früh und unterhält sich sowohl mit der Sekretärin als auch mit allen KollegInnen, die ihr über den Weg laufen. Sie fragt und plaudert und verbreitet gute Stimmung, alle kennen sie, alle begrüßen sie mit Namen. Bei uns haben alle MitarbeiterInnen einen Magneten mit ihrem Namen drauf, der ins Feld „anwesend“ gesteckt wird, wenn sie im Haus sind. Sunny hat sich inzwischen auch so einen Magneten organisiert, als einzige unserer KlientInnen. Ihr Defizit an positiver Zuwendung und emotionalem Genährtwerden ist enorm. Wir können diesem Bedürfnis Raum geben, und Sunny kann sich hier noch viel mehr holen als „nur“ in der Therapiestunde von ihrer Therapeutin. Trotz widriger Lebensumstände entwickelt sie sich gut, schafft heuer ihren Schulabschluss und begibt sich anschließend auf Lehrstellensuche. Sunny lebt mit dem Entwicklungsrisiko materielle Armut und in schwierigen Familienverhältnissen, ihre lebendige, fröhliche und kommunikative Art eröffnet ihr jedoch Zugang zu protektiven Faktoren.

Viele Kinder und Jugendliche leiden sehr darunter, weniger materielle Mittel zur Verfügung zu haben als andere. Markenkleidung, Handy, Schulsachen, an all diesen Dingen sehen die MitschülerInnen, ob zu Hause viel oder wenig Geld zur Verfügung steht. Die Werbung, die Kosmetikindustrie, der Kult um Schönheit und Gestylt-Sein, erfasst Kinder immer früher. Manche Eltern verzichten selbst auf viel, um den Kindern zu helfen, eine heile Fassade aufrechtzuerhalten bzw. um sich nicht in die Karten schauen zu lassen. Aber spätestens wenn die Kinder niemanden zu sich nach Hause einladen können, weil sie sich schämen für beengte Wohnverhältnisse und schäbige Möbel, schöpfen MitschülerInnen Verdacht. Die Scham der Kinder für Tatsachen, die sie weder verursacht haben, noch an deren Veränderung sie mitwirken können, ist ein großer Belastungsfaktor. Die LehrerInnen sind hier sehr gefordert, mit dem Thema sensibel umzugehen. Für Kinder, Jugendliche (und Erwachsene) ist es sehr wichtig, dazuzugehören. Im schulischen Kontext gibt es

viele Möglichkeiten, Zusammengehörigkeit zu inszenieren, erlebbar zu machen, ohne dass alle Kinder über gleiche finanzielle Ressourcen verfügen müssen. Armut bedeutet Stress und Scham, wenn Kinder und Jugendliche dem Vergleich nicht standhalten. Ärmer zu sein, ausgegrenzt zu werden, nicht dazuzugehören, zählt zu den schmerzhaftesten Erfahrungen, die Menschen mit Menschen machen.

Solidarität zu erfahren, Interesse und Anteilnahme zu erleben, kann das wieder heil machen. Unsere Möglichkeiten im Familienzentrum sind begrenzt, deshalb ist es uns ein großes Anliegen, mit unseren KlientInnen und deren Angehörigen Strategien zu entwickeln, wie sie in ihrem Alltag wieder gute zwischenmenschliche

Erfahrungen machen können, wo es gleichgesinnte Menschen gibt, wie sie selber gegen Vorurteile und Ausgrenzung antreten können.

Quellen:

Hilarion G. Petzold; „Weggeleit, Schutzschild und ko-kreative Gestaltung von Lebenswelt“ in Metzmacher, Petzold, Zaepfel (Hrsg): Therapeutische Zugänge zu den Erfahrungswelten des Kindes, Junfermann Verlag

Hilarion G. Petzold, Integrative Therapie Band I bis III, Junfermann Verlag

